

Schwerpunkt Politikwissenschaftlerin im Gespräch

Linda Märk-Rohrer: «Frauen wurden in der Privatheit sozialisiert»

Interview Frauen sind in der Politik und Führungspositionen nach wie vor selten anzutreffen. Für die Politikwissenschaftlerin und Forschungsbeauftragte am Liechtenstein-Institut Linda Märk-Rohrer ist die Ursache dafür bereits im Kindesalter zu finden.

VON DANIELA FRITZ

«Volksblatt»: Heute ist Weltfrauentag: Braucht es einen solchen Aktionstag?

Linda Märk-Rohrer: Es ist ein Anlass, um wieder auf das Thema Gleichberechtigung zu sprechen zu kommen. Das sieht man ja auch bei den Medien. Zu gewissen Zeiten wird fast nichts über Gleichstellungsthemen berichtet. Dann braucht es einen Aufhänger, um sich wieder mehr Gedanken dazu zu machen. Von daher finde ich den Weltfrauentag nicht schlecht. Aber er löst natürlich die Probleme nicht.

Apropos Zeitungen: Wir Medien werden oftmals kritisiert, weil wir zu wenig Frauen zeigen - was nicht leicht ist, weil Politik und Wirtschaft leider männlich dominiert sind und wir ja nicht an der Realität vorbei berichten können. Müsstens Medien hier mehr tun?

Medien spiegeln das, was in der Öffentlichkeit stattfindet. Wenn sich Frauen mehr der privaten Sphäre zugehörig fühlen und nicht gerne in der Öffentlichkeit stehen, gibt es in den Medien zwangsläufig mehr Männer. Es ist ein strukturelles Problem. Die Medien können dafür zwar nicht direkt etwas, aber es braucht auch bei ihnen ein Umdenken. Dass man zum Beispiel nicht nur auf die Öffentlichkeit schaut, sondern auch über andere Themen berichtet. Wer sagt denn, dass nicht auch andere Themen, welche Menschen in der privaten Sphäre beschäftigten, für die Leserschaft von Interesse sein könnten? Grundsätzlich ist ein Muster erkennbar: Die Parteien haben das Problem, Frauen als Kandidatinnen in die Öffentlichkeit zu bekommen, die Medien ebenfalls. Da muss man sehen, wo die Ursachen dafür liegen.

Worin sehen Sie die Wurzel für dieses Problem?

Es ist hilfreich, das historisch zu betrachten. Früher fanden Produktions- und Reproduktionsarbeiten häufig unter einem Dach im sogenannten «Ganzen Haus» statt. Mit der Auflösung der feudalen Gesellschaften und der Entstehung des bürgerlichen Familienmodells, im Laufe des 18./19. Jahrhunderts, hat sich das aufgeteilt. Plötzlich gab es eine Sphäre der Erwerbstätigkeit, Politik etc. - die Öffentlichkeit - und eine Sphäre der Haus- und Familienarbeit - die Privatheit. Gleichzeitig hat man angefangen, in zwei Geschlechterkategorien zu denken und diese beiden Sphären zuzuschreiben. Was wir als Männer oder Frauen wahrnehmen, das Zweigeschlechtliche, hat sich erst mit dem bürgerlichen Modell entwickelt, zuvor wurde das Geschlecht eher graduell wahrgenommen, man war entweder mehr oder weniger Mann und die Einteilungen waren weniger restriktiv und auch weniger entschei-

dend für den sozialen Status. Dass sich Frauen mehr dem Privaten und Männer mehr der Öffentlichkeit zugehörig fühlen, hat sich durch die Zuschreibung auf diese beiden Sphären weiter fortgesetzt - daraus entstanden eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und entsprechende Rollenbilder. Geschlecht wurde damit zu Identität. Entsprechend sitzen die Rollenbilder nach wie vor extrem tief und halten sich hartnäckig.

Ein Teufelskreis, weil Mädchen durch die Rollenbilder noch tiefer ins Private gedrängt werden.

Gedrängt würde ich nicht sagen. Es ist ja nicht so, dass man den Mädchen sagt, du musst zu Hause bleiben und auf die Kinder schauen. Aber man lebt es ihnen vor. Es sind die Vorbilder: Alles, was mit Familie und Hausarbeit zu tun hat, machen vor allem Frauen. Daraus ergeben sich Verhaltensweisen und Erwartungshaltungen: Das Fürsorgende und Mitfühlende gelten als weibliche Eigenschaften. In der Öffentlichkeit braucht es jedoch andere, eher «männliche» Eigenschaften. Zu unterscheiden, ob eine Eigenschaft tatsächlich ein individueller Charakterzug oder einer geschlechtsspezifischen Sozialisation geschuldet ist, ist schwierig.

Haben sich die Rollenbilder in den vergangenen Jahrzehnten etwas aufgeweicht?

Es kommt darauf an für wen - für Mädchen, zumindest auf den ersten Blick, schon. Es sind mehr Frauen erwerbstätig und in der Politik, Frauen dürfen Hosen anziehen und kurze Haare tragen, da gibt es eigentlich keine Grenzen mehr. Sie können jede Ausbildung und jeden Beruf wählen. Schwierig wird es dann vielleicht, wenn sie diesen mit einer Familie vereinbaren wollen. Bei Jungen gibt es

allerdings schon früher Probleme: Hier findet sogar eine Verhärtung des Rollenbildes statt, gerade bei der Kleidung oder Spielsachen. Ein Mädchen darf zwar mit einem Bagger spielen, aber dass ein Junge umgekehrt mit einer Barbie spielt oder sich rosa kleidet, ist viel weniger naheliegend und auffällender. Das ist schwer nachvollziehbar. Warum ist das so und wovon hat man Angst? Bei den Diskussionen um Chancengleichheit und Gleichberechtigung stehen in der Regel die Frauen im Vordergrund, aber nicht, dass die Männer das andere nicht können, wollen oder dürfen. Es gibt eine Grenze, was als Mann geht und was nicht und darüber wird noch zu wenig gesprochen.

Solche Rollenbilder zu durchbrechen, braucht Zeit. Nur sollen die Frauen ja jetzt in die Politik.

Ja, aber man setzt den Hebel am falschen Ort an. Natürlich muss man versuchen, die Frauen jetzt in die Politik zu bringen. Aber man muss auch die Erziehungsarbeit anschauen. Frauen erledigen gemäss Familienstudie drei bis vier Mal so viel Haus- und Familienarbeit wie Männer. Sie sind diejenigen, die die Rollenbilder primär weitergeben. Trotzdem läuft hier viel nach Stereotypen ab. Es gibt wenig Spielraum, gerade für Jungen. Dabei lä-

gen hier eigentlich die Schrauben, an denen die Frauen selbst sehr gut drehen könnten.

Aber tun sie es?

Oftmals fehlt das Bewusstsein, welche Rollenbilder es gibt und was alles dazugehört. Man kann Rollenbilder verändern, sie werden jeden Tag von uns selbst gemacht und sind nicht naturgegeben, sondern sozial konstruiert und damit auch wandelbar. Was es braucht, um als Mann oder als Frau wahrgenommen zu werden, hat sich im Laufe der Geschichte und auch zwischen den Gesellschaften immer wieder verändert. Es fehlt aber an Wissen und Sensibilisierung für dieses Thema. Dass es mehr Frauen in der Politik braucht, ist dabei nur ein Teil des Problems.

Aber ein wichtiger, immerhin würden diese Frauen dann in der Öffentlichkeit stehen und als Vorbild dienen.

Selbst wenn wir gleich viele Frauen im Landtag hätten wie Männer, könnte es trotzdem sein, dass wir eine ungleiche Gesellschaft hätten. Zwar stünden dann mehr Frauen in der Öffentlichkeit, aber für den Rest der Frauen hat sich möglicherweise wenig geändert. Das Ziel muss Gleichstellung und Chancengleichheit sein. Dass man seinen Weg so wählen kann wie man möchte und nicht, weil man eine Frau ist oder ein Mann.

Es braucht also zwar mehr Frauen in der Politik, aber vor allem auch mehr Männer zu Hause, im Kindergarten, der Primarschule?

Ja, das ist ganz wichtig. Allerdings ist das meist kein Thema. Es sind nicht einfach nur zwei getrennte Sphären, sie werden auch anders bewertet. Das ist ein Teil des Problems dieser Auftrennung. Plötzlich gab es Arbeit, die nicht bezahlt wird und niemanden etwas angeht, und bezahlte Arbeit in der Öffentlichkeit. Der Schutz der Privatsphäre ist auf der einen

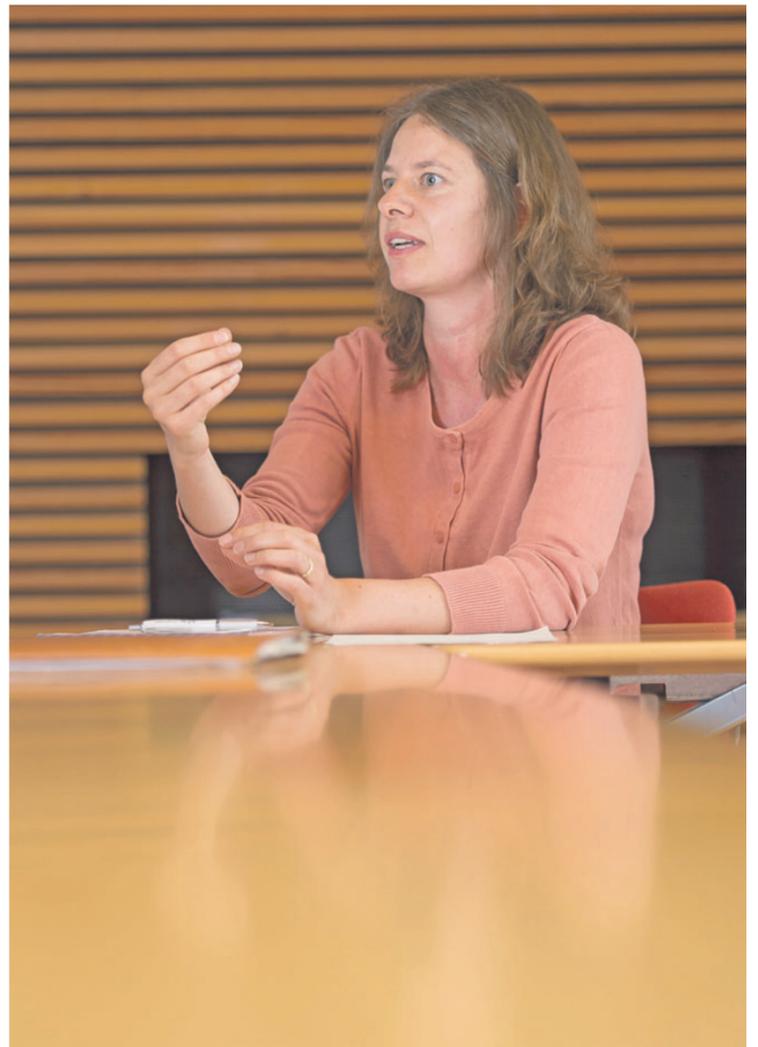
Seite gut. Andererseits ist das auch gefährlich, weil alles, was dort stattfindet, auch niemanden etwas anzu- gehen hat. Dann werden Themen wie häusliche Gewalt, Missbrauch usw., aber auch die darin verborgenen Ungleichheiten einfach unter den Teppich gekehrt.

Wären mehr Frauen in der Politik, würden solche Themen vielleicht aus dem Privaten mehr an die Öffentlichkeit gelangen, es würden andere Schwerpunkte gesetzt?

Das kommt vermutlich auf die Frauen an, die dann in den politischen Gremien sitzen. Es ist schwer zu sagen, ob sich dadurch die Politik verändert. Sie bilden ja nur einen Ausschnitt aus der weiblichen Gesellschaft. Aber ja, sie haben meist einen anderen Hintergrund als Männer und andere Themen, auf die sie sensibilisiert sind.

Oftmals wird der niedrige Frauenanteil damit begründet, dass Frauen eben zurückhaltender seien. Woran liegt es tatsächlich, dass weniger Frauen den Sprung in die Politik wagen?

Die Gründe sind verschiedenartig. Zum Beispiel haben Frauen oftmals



«Zu unterscheiden, ob eine Eigenschaft tatsächlich ein individueller Charakterzug oder einer geschlechtsspezifischen Sozialisation geschuldet ist, ist schwierig», so Linda Märk-Rohrer. Und das betrifft sowohl Mann als auch Frau. (Foto: MZ)

Betreuungspflichten, sind erwerbstätig, kümmern sich um die Hausarbeit und müssen das alles unter einen Hut bringen. Da ist ein politisches Amt dann einfach zu viel. Aus Schweizer Studien weiss man, dass Frauen und Männer zwar etwa gleich viele Stunden pro Woche arbeiten, aber die Verteilung zwischen unbezahlter und bezahlter Arbeit sehr ungleich ist. Die Männer arbeiten meist in einer ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit, was viel planbarer ist. Familienarbeit ist schwer planbar - wird etwa ein Kind krank, wirft das alles über den Haufen. Ein weiteres Argument gegen ein politisches Amt sind auch die Wahlchancen, die für Frauen geringer sind und sich in den vergangenen Jahren auch nicht wirklich verbessert haben. Das schreckt natürlich ab. Eine Charakterfrage ist es aber nicht, sondern vielmehr ein Rollenbild. Frauen wurden in der Privatheit sozialisiert. Sobald man sich als Frau an die Öffentlichkeit wagt, ist man auf unsicherem Terrain und wird beobachtet. Das ist aber auch umgekehrt so: Männer sind auch unsicher, wenn sie Vater werden und Pflichten im Haushalt übernehmen. Vielleicht werden sie dann auch von ihren Frauen zurechtgewiesen oder stossen an «gläserne Decken», nur schaut dann in der Regel die Öffentlichkeit nicht dabei zu.

Wenn die Frauen nicht wollen, bringt auch eine Quote nichts, meinen Kritiker einer solchen Massnahme. Könnten Sie sogar Recht haben?

Nein, das kann man so nicht sagen. Dann blendet man ja alles aus - die bestehenden Ungleichheiten und patriarchalen Strukturen. Ich würde auch nicht sagen, dass Frauen grundsätzlich nicht politisch aktiv sein wollen. Man muss das schon differenzierter betrachten und nach den Gründen suchen, warum sie nicht für politische Ämter kandidieren wollen. Die Quote als Massnahme ist aber zweischneidig. Es besteht die Gefahr, dass nur ein Teil der Frauen davon profitiert und sich an den bestehenden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern nichts verändert. Andererseits kann durch

die erhöhte Sichtbarkeit von Frauen in der Öffentlichkeit auch einiges in Gang gesetzt werden, sodass möglicherweise alle Frauen davon profitieren würden. Dazu braucht es aber sicherlich auch begleitende Massnahmen, die über eine Quote hinaus reichen.

Was braucht es, um mehr Frauen in die Politik zu bringen?

Es braucht viele verschiedene Massnahmen und auch den Willen, das Problem an der Wurzel zu packen. Das erkenne ich nicht wirklich. Man probiert zwar verschiedene familienpolitische Massnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf und dergleichen aus, was auch sinnvoll und wichtig ist. Es wird an mehreren Schrauben gedreht, aber es ist oft nur Pflasterlepolitik. Am Grundproblem ändert sich nichts. Das wäre der wichtigste Schritt.

Was könnte die Politik hier machen - dies fällt ja zum grossen Teil in das Private?

Die Politik hat einen wichtigen Auftrag, sie muss Aufklärung leisten. Wir wissen in Liechtenstein beispielsweise nicht, wer wie viel unbezahlte Arbeit verrichtet. In der Familienumfrage haben wir das zwar erhoben, diese deckt aber nur die Familien mit Kindern unter 12 Jahren ab. Von allen anderen Liechtensteinern und Liechtensteinerinnen wissen wir nicht, wer unbezahlte Arbeit verrichtet und wie die Verteilung zwischen den Geschlechtern ist. In der Schweiz und vielen anderen Ländern wird das bereits seit Längerem erhoben. Hier herrscht Handlungsbedarf, um Licht in das Ausmass der bestehenden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zu bringen. Bei der Erwerbstätigkeit wissen wir ja auch genau, wer welche Arbeit verrichtet. Würde aber die unbezahlte Arbeit nicht erledigt, würde das ganze Betreuungssystem zusammenbrechen. Es ist Aufgabe der Politik, Chancengleichheit zu ermöglichen. Es reicht eben nicht zu sagen, alle haben die gleichen Rechte, jetzt macht etwas daraus, wenn die Startvoraussetzungen ungleich sind.